In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 273 | Posen, den 27. November 1929 | 3. Jahrg.



(7. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

„Das ist keine seltene Erscheinung, Herr Bolle.“

Der nickte schwer. „Das muß mit dem Fluch, der am Gelde klebt, zusammenhängen. So denk ich mir's immer. Sehen Sie, lieber Große, jetzt bin ich meiner Frau und meinen Kindern beinahe nicht mehr fein genug. Gestern auf dem Rennplatz hat mir die Grete ihren Verehrer, den Baron von Hochgesang, vorgestellt. Der war verdammt höflich. Aber ich muß egal denken, daß die Höflichkeit nur mein' harten Talers gilt, daß er innerlich über den kleenen bürgerlichen Bolle lacht. Un ich glaub, daß ich da richtig denke. Meine Frau war mal 'ne gute Frau. Aber jetzt ... nee, nee, meschugge! Sie werden Sie schon noch sehen. Das halbe Jahr ist sie in den Bädern, in der Schweiz und in Italien. Un wenn sie hier ist, dann jagt een Fest das andere. Ich ... ich stehe in der Ecke. Ueber mir lacht alles. Aber ... mein Geld is jut.“

Karl sah seinen Chef, der ganz bekümmert vor ihm saß, scharf an und sagte energisch: „Sie haben recht! Man lacht über Sie! Ohne Zweifel.“

„Ich weiß schon ... ich bin zu gut. Ich gebe und gebe.“

„Das muß aufhören, Herr Bolle. Sie verdienen doch das Geld. Sie haben die Firma geschaffen. Sie sind Herr im Hause. Besinnen Sie sich auf Ihr Recht!“

„Das müßt ich tun.“

„Jawoll, Herr Bolle. Sonst erleben Sie noch eines Tages, daß Sie wieder arbeiten müssen wie vor Jahren, als sie anfingen. Ich weiß nicht, ob sie hunderttausend Mark oder das Dreifache auf der Bank liegen haben. Das ist ja auch gleichgültig. Jedenfalls sind solche Summen, wenn ein paar mithelfen, schnell umgesetzt.“

„Hunderttausend Mark!“ Bolle lachte auf. „Das war mal, Herr Große. Bargeld ... vielleicht dreißigtausend Mark hab ich auf der Bank. Meine Firma steht gut da, aber das Bargeld ... das hält nicht mehr lange vor.“

„Und dann?“

„Dann? Wird gepumpt, Herr Große.“

„Das dürfen Sie nicht! Nicht einen Pfennig Bankschulden. Das ist oft der Anfang vom Ende. Jetzt, Herr Bolle, heißt es: Rückgrat zeigen.“

Bolle reckte sich empor und schlug Karl auf die Schulter. „Ist gemacht! Gut! Aber, Sie helfen mir dabei?“

Ueber Bolles Antlitz glitt ein Lachen. „Denn ist's gut! Morjen früh schreib ich meiner Frau nach St. Moritz, daß ich keen Geld mehr schicke. Sie soll zurückkommen und sich hier vergnügen.“

„Wenn sie hier aber die Tausender für ihre Feste verlangt?“

„Ich ... geb sie nicht,“ sagte Bolle fest. Dann aber wurde er etwas kleinlaut. „Minna ist ja sehr energisch.“

Karl sprach ihm Mut zu. „Sie sind letzten Endes der Mann, Herr Bolle.“

Bolle schlug auf den Tisch.

„Is richtig! Es muß sein.“

Frau Schrippe brachte den Wein und schenkte den beiden Männern ein. Auf ihre Bitten holte sie sich ein drittes Glas und tat ihnen Bescheid.

In angenehmer Unterhaltung, die sie einander noch näher brachte, blieben sie zusammen bis kurz vor Mitternacht.

Dann erhob sich Bolle und nahm herzlich Abschied.

„Also, Ohren steif halten!“ sagte Karl zum Abschied.

„Wird jemacht, Herr Große!“ sagte Bolle mutig.

3.

Am nächsten Morgen erhielt Bolle die Bankabrechnung. Als er sie überlas, stutzte er bei einem Posten von 10 000 Mark. Er blickte genau hin. Es war ein Scheck, der abgehoben worden war.

Da er nichts wußte, wem diese Zahlung galt, klingelte er die Bank an und erfuhr, daß der Scheck die Unterschrift Manfreds getragen und von ihm selber einkassiert worden war.

Bolle kochte vor Wut.

Zehntausend Mark hob der Junge für sich selber von der Bank ab, ohne ihm ein Wort zu sagen. Das war zu arg.

Er ließ Manfred rufen.

Die Verlegenheit stand dem jungen Manne mit übernächtigen Zügen auf dem Antlitz.

„Morgen, Papa!“

„Morjen! Du hast dir zehntausend Mark von der Bank geholt?“

„Stimmt! Vor acht Tagen schon.“

„So! Zu was brauchst du das Geld?“

„Gott, zu was braucht ein junger Mann wie ich, der sein Leben genießt, Geld? Zu allen möglichen Dingen. Etwas Spielschulden. Nicht zu arg. Etwas ... Wettschulden. Und so kostet das Leben auch allerhand.“

In Bolle kochte es. Am liebsten hätte er seinen Sprößling eine runtergehauen. Aber er nahm sich zusammen.

„So! Das Leben kostet so allerhand. Ich hab dir immer freien Lauf gelassen. Aber jetzt wird es zu viel.“

„Wie soll ich deine Worte verstehen, Papa?“

„Furchtbar einfach. Heute schreibe ich der Bank, daß deine Vollmacht aufgehoben ist. Weiterhin wirst du monatlich statt der tausend Mark Gehalt nur fünfhundert Mark erhalten.“

Manfred lächelte höhnisch.

„Unsinn, Papa! So nimm doch Vernunft an. Hast gestern wieder 'n Haufen Geld gewonnen.“

Bolle lachte hart auf. „So, und da denkst du, das ist für die Familie? Nee, nee, da irrst du dir man gewaltig. Ich lasse mein Geld nicht mehr durch die Familie durchbringen. Der Herr Große hat schon recht, daß ich 'n Idiot bin, der schuft und schuft, und ihr bringt's durch. Das ist vorbei. Und wennste Schulden machst, ich bezahle nischt, nischt und nochmal nischt. Das merk dir. Fang mir ja nicht mit den Wechseln an. So, das wollte ich dir nur sagen.“

Und damit setzte sich Bolle wieder an seinen Schreibtisch.

Manfred merkte so langsam, daß der Alte es bitter ernst meinte. Eine maßlose Wut gegen Große, den er in allem für den Aufwiegler hielt, kam hoch. Aber er hielt sich zurück.

„Papa, so nimm doch Vernunft an. Schließlich ist es doch meine Pflicht als Juniorchef, zu repräsentieren.“

„Ich pfeif auf dein Repräsentieren. Arbeit tüchtig, hilf mit, daß die Firma hoch kommt und zeig dich unseren Kunden als 'nen vernünftigen Mensch, nicht als Modeaffe. Det wär richtig. Repräsentieren muß unsere Ware und sonst nischt. Un unsere Ehrlichkeit. Verstehste?“

„Aber Papa, du mußt dir doch überlegen, daß ich mit fünfhundert Mark im Monat nicht auskommen kann. Das ist doch unmöglich.“

Bolle sah ihn verächtlich an.

„Du sollst dir was schämen! Du junger Mensch, dem Wohnung und Essen nischt kost, du willst mit fünfhundert Mark nicht auskommen? Da guck mal in den Betrieb, da ist der Geselle Schlesinger, der hat sechs Kinder und verdient im Monat knapp dreihundert Mark. Und wie kommt der aus. Geht immer adrett und seine Kinder genau so. Der ist auch in ein paar Vereinen und muß manchmal auch 'nen Taler springen lassen. Und du willst mit fünfhundert Mark nicht auskommen? Junge, es wird Zeit, daß

du den Taler wieder achten lernst. Vom Pfennig will ich gar nicht reden. Also Schluß! Was ich gesagt habe, bleibt!"
Manfred verließ zähneknirschend das Privatkontor des Vaters.
Er wollte warten, bis eine günstigere Gelegenheit kam. Am besten war es, sich hinter Mutter zu stecken.
Aber Karl Große haßte er von nun an doppelt grimmig.

* * *

Als er in seinem Privatkontor war, kam Steinicke und begrüßte ihn in vertraulicher Weise.
„Habe gehört, Ihr Vater hat gestern in Grunewald einen großen Schlag gemacht?"
„Stimmt, Herr Steinicke. Der Alte hat über sechzehntausend Mark gewonnen."
„Donnerwetter, da muß ich Ihrem Herrn Vater gratulieren."
„Tun Sie es lieber nicht. Er ist nicht bei Laune. Hat die Bankabrechnung gekriegt und gesehen, daß ich mir zehn Mille geholt habe."
„Au Backe! Und da war er ungnädig?"
„Nicht zu knapp! Mir will er die Vollmacht nehmen, und dann hat er mein Gehalt auf fünfhundert Mark herabgesetzt. Ist das nicht empörend? Da steckt wieder der verdammte Große dahinter, der ihn aufgehetzt hat. Erwürgen könnt ich ihn."
Steinicke schüttelte den Kopf.
„Das ist allerdings arg. Wie sollen Sie mit den paar Märkern auskommen. Ich wollte Ihren Herrn Vater um Gehaltserhöhung bitten und dachte, daß heute die Gelegenheit günstig ist, aber nun will ich doch lieber warten."
„Ist schon besser. Heute setzt er es Ihnen höchstens herunter."
„Haben Sie eine Ahnung, was Ihr Herr Vater dem Große zahlt?"
„Keine Ahnung. Aber ich muß es erfahren. Und der Bursche muß aus dem Betrieb, koste es, was es wolle!"

* * *

Nach einer halben Stunde wurde Bolle durch den Besuch seiner Tochter Evelyne überrascht.
Evelyne war eine Frau von sechsunddreißig Jahren, die aber durch ihre Schlankheit — außerdem war sie sehr gut zurechtgemacht — jünger wirkte. Sie hatte etwas ausgesprochen Mondänes in ihrer Erscheinung.
Bolle ahnte schon, was sie hertrieb.
„Morgen, Papa!" sagte sie nachlässig. „Ich muß dir wohl gratulieren. Hast doch gestern in Grunewald einen großen Schlag gemacht?"
„Stimmt, Evelyne. An die sechszehntausend Mark. Hübsche Summe, was?"
Sie schüttelte staunend das tizianblond gefärbte Haupt.
„So viel Geld! Ich habe auf dem Rennplatze kein Glück. Und du hast das Pferd gekauft und bist nun Rennstallbesitzer. Das werde ich meinen Freunden erzählen. Willy ist ganz begeistert davon. Er will dein Pferd das nächstemal auch wetten."
„Das kann er tun," sagte Bolle, der dachte: „Wann wird sie nun Geld verlangen?"
Aber es dauerte noch eine Weile. Evelyne hatte dem Vater noch eine Menge Sachen, die ihn nicht interessierten, zu erzählen.
Doch . . . es kam, wie Bolle erwartet hatte.
„Und . . . was schenkst du mir von deinem Gewinn, Papa?" sagte die junge Frau einschmeichelnd.
Bolle lachte verschmitzt.
Dann entgegnete er ruhig: „Nischt!"
„Aber Papa!" sagte sie schmollend. „Du wirst mir doch wenigstens einen Tausender geben. Ich hätte dich sowieso heute um Geld bitten müssen. Wir sind ganz blank."
„So? Heute schon? Ich habe dir doch erst vor acht Tagen die monatlichen tausend Mark gegeben."
„Das schon!" entgegnete sie leicht verlegen. „Das Leben ist ja so teuer in Berlin. Und wir sind doch zwei Tage bei Mama gewesen. In St. Moritz ist es wahnsinnig teuer."
„Schon möglich. Aber ich kann dir kein Geld geben."
„Aber ich muß Geld haben, Papa! Es ist ja auch verschiedenes zu bezahlen."
„Das geht mich nichts an."
„Was ist nur in dich gefahren, Papa?"
„In mich gefahren? Nichts! Ich bin nur 'n bißchen klug geworden. Ich habe keine Lust, mich von meiner Frau und meinen Kindern ausnutzen zu lassen."
„Aber Papa!" rief sie entsetzt. „Wer denkt denn daran?"
„Ob ihr daran denkt, das weiß ich nicht, aber ihr tut es. Evelyne, weißt du, was dazu gehört, um nur einmal tausend Mark zu verdienen? Du hast ja keine Ahnung, was Geldverdienen überhaupt heißt. So geht es nicht weiter. Höre, sage den Leuten, die etwas von dir zu kriegen haben, daß sie die Rechnungen an mich schicken. Ich bezahle das Geld und ziehe es von den nächsten Tausend Mark ab. Danach werde ich aber eurem Haushalt nicht mehr tausend Mark, sondern nur noch fünfhundert Mark beisteuern. Ich habe nicht ein Leben lang geschafft, um meinen Schwiegersöhnen ein arbeitsloses Einkommen zu verschaffen."
Evelyne starrte ihn an. Als sie aber begriffen hatte, daß es ihm bitter ernst war, begann sie zu schluchzen.
Bolle konnte alles vertragen, nur keine Heulerei.
Heute aber saß er still und wartete, bis die Tochter sich beruhigt hatte.
„Und . . . und . . . das ist dein letztes Wort?"
„Mein allerletztes!"
„Dann werd' ich es Willy sagen!"
Sie erhob sich brüsk und rauschte wie eine beleidigte Königin aus dem Privatkontor.
Bolle fühlte sich als Sieger.
Nun kam Schrippe herein.
Er ging zu Bolle und klopfte ihm auf die Schulter.
„Bravo, Aujust!" sagte er ernst, und Bolle freute sich sehr ob dieser Worte. „Das haste richtig jemacht. Un nun so weiter!"
Damit legte er ihm ein Telegramm auf den Tisch.
„Von Minna?" sagte Bolle mißgestimmt.
„Ich denk's," entgegnete Schrippe.
Bolle öffnete das Telegramm umständlich, buchstabierte langsam: „Wo bleibt Geld? Minna."
Dann sah er auf seinen Freund Schrippe und sagte: „Minna will wieder Geld. Weißte, was ich ihr schon in den zwei Monaten geschickt habe? Dreieinhalbtausend Mark. Ich schicke nischt mehr!"
„Das wird ja 'nen Tanz geben. Aber du mußt dir durchsetzen, Aujust!"
„Jawoll!" sagte Bolle energisch. „Ich war 'n Hanswurst die ganzen Jahre. Ich bin ja selber schuld, daß se alle so geworden sin. Hätte ich immer en bißchen Energie im Leibe gehabt, dann wär's nicht so gekommen. Aber nun muß Schluß sein. Weißte, was ich Minna telegraphiere? Du, det is beinahe en Witz für die lustigen Blätter. Ich telegraphiere: Geld bleibt hier. August. Na, wat sagste nu?"
„Det is fein, Aujust. Schreib's man! Det schaff ich selber zur Post."
Und Bolle tat's. Stolz zog Schrippe mit dem Telegramm ab. Er freute sich über das Schmunzeln des Beamten, der ihn am Schalter abfertigte.

* * *

Evelyne hatte weinend ihrem geliebten Willy, der in Manfreds Privatkontor saß, alles berichtet.
„Der Alte is verrückt!" stieß der Boxer wütend hervor. „Dann werd ich mit ihm selber sprechen."
Und er reckte seine 1,80-Gestalt und seine breiten Schultern. Der Boxer Gersow war zwei Jahre jünger als seine Frau und hatte ein richtiges Bulldoggengesicht. Es war allen unerfindlich, was Evelyne an ihm für einen Narren gefressen hatte.
Manfred warf ein: „Schwager, ich möchte dir außerdem raten, nehme dir mal unseren famosen Betriebsleiter, den sauberen Herrn Große, vor. In den ist der Alte vernarrt, und der hat ihn aufgehetzt."
„Wo treffe ich den Kerl?"
„Da mußt du mal in den Betrieb runtersteigen und versuchen, daß du mit ihm anbinden kannst. Solange der Kerl in unserer Firma ist, haben wir vom Alten nichts zu erwarten."
„Schönchen, dann werden wir den Jüngling mal ausknocken."
Gersow, der in letzter Zeit ziemlich viel Fett angesetzt hatte, erhob sich und verließ das Zimmer, um mit seinem Schwiegervater zu sprechen.

* * *

August Bolle erschrak ein wenig, als die mächtige Gestalt des Boxers in seinem Privatkontor auftauchte. Aber er riß alle Energie zusammen.
„Morjen, Schwiegervater!"
„Morjen, Gersow!"
„Die Evelyne heult, weil du ihr kein Geld gibst."
„Laß sie heulen, sie wird schon wieder aufhören."

(Fortsetzung folgt).

Frei.

Skizze von Martha Henzler

Sie waren schon wieder in heftigstem Streit scharf aneinander geraten. Der praktische Arzt Doktor Georg Beitmüller behauptete nämlich, daß der Haus- und Hofhund Leo, den Marthe Beitmüller noch als Marthe Schmidt auf dem heimatlichen Gute unter tausend Sorgen und Mühen großgezogen, eine weiße Schwanzspitze besitze, während seine ihm seit sechs Monaten angetraute Ehefrau auf eine pechschwarze schwor. Leo selbst konnte leider selbst zur Entscheidung nicht herangezogen werden; denn sein Wohnort lag reichlich fünfzig Meilen von jenem des jungen Paares entfernt. So wedelten also die weiße und die schwarze Spitze durcheinander, bis Frau Marthe in Tränen ausbrach. Dies war eigentlich stets das Ende aller Meinungsverschiedenheiten. Doktor Beitmüller pflegte dann den Hut zu nehmen und zu einem Patienten zu gehen, den in Wahrheit die Honoratiorenstube des „Grünen Schwans" vorstellte. Heute aber blieb er, räusperte sich und fragte, um vieles ruhiger:

„Ja, Marthe, was soll denn nun eigentlich aus der Geschichte werden?" Frau Marthe verstand ihn nicht sogleich. Als sie es aber endlich tat, flossen ihre Tränen reichlicher, und sie stieß dumpf hervor: „Ich fühle nur, daß ich dies nicht mehr sehr lange ertragen kann." Er nickte. „Du hast mir aus der Seele gesprochen. Mein Gott, wir passen eben nicht zusammen. Wie kann man das vor Eingehung der Ehe auch wissen."

„Ja, aber woher sollen wir wohl einen Scheidungsgrund nehmen?"

Das war gewöhnlich erst der Beginn der Fortsetzung des Gesprächs, nachdem Doktor Beitmüller von seinem Dämmerschoppen zurückgekehrt war. Sie erschraken beide, daß sie heute verfrüht damit begannen . . . aber nun es einmal geschehen war, gab es keine Umkehr . . .

„Es ist entsetzlich", stöhnte der junge Ehemann. Nach einer geraumen Weile erhob sich Doktor Beitmüller, murmelte etwas und lief bald darauf mit hastigen Schritten die Treppe hinunter . . . um sich zu entgiften. — —

In dem kleinen Städtchen hatte es sich längst herumgesprochen, daß die Beitmüllersche Ehe eine schlechte war. Die wenigen, die die junge Frau noch von der Mädchenzeit her kannten, sagten: „Sie war die einzige Tochter, und man tanzte eben gewaltig nach ihrer Pfeife." . . . Das Gros der andern aber, das Georg Beitmüller seit zwölf Jahren täglich ungezählte Male die engen Gassen und Gäßchen entlang in die verschiedensten Häuser schlüpfen sah, meinte mit tiefstem Mitgefühl: „Er war zu lange Junggeselle . . . es konnte ja gar nicht anders kommen." . . . Zwischen diesen und jenen stand der Amtsrichter Rickert, der ein Jugendfreund des jungen Ehemanns war. Er trat auch heute, als Georg Beitmüller, immer noch sehr erhitzt und heiß, zu seinem Stammtisch kam, geheimnisvoll auf ihn zu und zog ihn in eine entlegene Nische, in der der „Ober" die beiseite geschafften Weinneigen aufzubewahren pflegte.

„Beitmüller, ich muß dir eine Enthüllung machen." — Der andere sah mit vorläufig noch sehr gleichgültigem Gesicht zu dem Riesen empor. Das aber änderte sich bald. — „Du kannst dich darauf verlassen, es ist, wie ich dir sage. Du hast mir ja damals selbst erzählt, daß es dir bekannt gewesen" . . . — „Ich erinnere mich jetzt absolut an nichts mehr." — „Dann strenge dich gefälligst ein wenig an. Du wußtest ganz genau, daß der, der euch standesamtlich zusammengab, seine amtliche Bestallung als Standesbeamter noch nicht hatte." — „Ja, freilich, das habe ich nicht vergessen." — „Nun also; er war damals wie du und ich davon überzeugt, daß sie sicherlich am nächsten Tage eintreffen würde. Na, und die Sache war dann eben gut . . . Nun ist sie aber nicht gekommen." — „Was heißt das?" — „Der gefällige Herr hat inzwischen seine damals von dem alten Standesbeamten gekaufte Scholle wieder veräußert und niemals eine Bestallung erhalten, so daß er in der Tat nicht berechtigt war, eine derartige Handlung vorzunehmen." — „Das heißt: eigentlich bin ich — — sind wir nun gar nicht — rechtmäßig zusammengegeben" . . .

„Das weiß ich noch nicht . . . Aber ich möchte dich auf unangenehme Folgen aufmerksam machen. Ist eure Eheschließung in das Heiratsregister eingetragen, ist alles gut und schön. Sonst aber" . . . — Doktor Beitmüllers Augen wurden schreckhaft groß. „Das ist doch aber gar nicht möglich." — „Verlaß dich darauf . . . erkundige dich . . . Und, wenn du willst, laß alles schleunigst nachholen." — „Wenn ich es aber nun nicht tue" . . . — „Und die Unachtsamkeit und der goldene Leichtsinn sind auf die Spitze getrieben? . . . Ja nun, mein Bester, dann war eure Ehe nichtig."

Heute kam Doktor Beitmüller früher als sonst heim. Er trat so leise über die Schwelle, daß Frau Marthe erschrocken zusammenfuhr. Sogleich teilte er ihr das Gehörte mit.

Sie hörte ihm mit gesenktem Kopf ruhig zu, bis er zu Ende gekommen war. Sie wußte keine Erwiderung . . . Ihre Kehle war wie zugeschnürt . . . „Könntest du nicht um Aufklärung telegraphieren?" fragte sie endlich. „Du kannst doch jetzt nicht einen vollen Tag oder gar ihrer zwei aus der Praxis heraus." . . . Ja, das konnte er eigentlich! Er wollte sich zuvor noch einmal mit dem Amtsrichter besprechen und danach sofort das Nötige veranlassen. — — —

Der nächste Tag verlief sonderbar ruhig. Das Ehepaar Beitmüller zankte sich nicht. Sie hockte stumm am Kaffeetisch, und er drehte unschlüssig das frische, kräftige Schwarzbrot in der Hand herum, anstatt es zum Munde zu führen.

„Marthe!" . . . — „Ja, Georg." . . . — „Höre mal ruhig zu. Wirst du zu deinem Vater gehen, wenn" . . . — „Nein, lieber nach Berlin! Meine liebste Pensionsfreundin studiert da Medizin. Die hat ein großes Zimmer, und würde mich sicherlich aufnehmen." — „Nach Berlin lasse ich dich auf keinen Fall." Er hatte ganz vergessen, daß sie dann ja völlig frei in ihren Entschlüssen war. „Du solltest doch lieber aufs Land gehen", schlug er vor. „Du siehst schmal aus." . . . Sie sann nach. „Weißt du", begann sie plötzlich, „ich habe mich neulich doch geirrt . . . der Leo hatte eine weiße Schwanzspitze." . . . Dieses Zugeständnis überwältigte ihn. — „Es ist ja ganz gleich", murmelte er dumpf. — Danach schwiegen sie wieder.

Draußen sprühte ein feiner Regen aus hängenden, grauen Wolkenflocken herab. Die Stunden wollten nicht vergehen . . . Vor dem Spätnachmittag konnte das antwortende Telegramm kaum da sein. Es kam aber wider Erwarten doch schon früher. Frau Marthe zitterte so heftig, daß sie sich abwenden mußte. Auch Georg Beitmüller war nicht ganz wohl und frisch zu Sinn, als er es mit kräftigem Ruck aufriß . . . Es währte lange, ehe er die Kraft fand, seinen Inhalt bekanntzugeben. Und auch dann geschah es noch sehr leise und zögernd: „Unsere Ehe ist wirklich nicht ins Heiratsregister eingetragen, Marthe . . . Wir sind also — frei" . . . Nun konnten sie ungehindert auseinandergehen. — Niemand sprach über die nächste Zeit. Die junge Frau saß mit gefalteten Händen da. Doktor Beitmüller nagte dann an dem Halter seiner goldenen Füllfeder . . . „Ich werde morgen in aller Frühe den Brief schreiben." — „Welchen Brief?" fragte sie atemlos. — „Nun, an deinen Vater. Er muß doch davon erfahren." . . .

Sie wunderte sich, warum ihr Herz so schmerze.

„Ach so", meinte sie enttäuscht . . . — „Kann man denn nun so — einfach auseinandergehen", fragte sie, „als ob gar nichts geschehen wäre?" — „Man könnte höchstens dem jetzigen wirklichen Standesbeamten irgendeine Erklärung abgeben." — „Ja, das müßte man wohl." — „Willst du sie schreiben, Marthe?" — „Wenn du meinst." . . . — „Dann besorge es lieber gleich . . . ich habe noch ein wenig zu arbeiten." — Frau Marthe setzte sich an den zierlichen Schreibtisch, um den Wunsch des Mannes, der ja nun ihr Gatte gar nicht war, zu erfüllen . . . Ehe sie richtig mit jenem Brief begann, versuchte sie die neue Feder . . . Fast in Gedanken hatte sie es hingemalt: „Ich möchte ein neues Aufgebot bestellen." . . . Als sie bereits die eine Hälfte des neuen Bogens mit diesen Wiederholungen gefüllt hatte, ging die Tür auf. Ihr Mann, der ja gar nicht ihr Mann war, trat über die Schwelle: „Darf ich sehen, was du geschrieben hast, Marthe?" — Sie deckte ängstlich die Hand darüber. — „Bitte, nein . . . es sind ja nur Dummheiten . . . Schriftproben." — Er hatte es aber bereits gelesen . . . jubelte auf . . . riß den Bogen an die Lippen und sagte mit leisem Frohlocken: „Denke dir nur, ich habe hier einen Brief entworfen, der in wohlgesetzter Rede dasselbe begehrt, das deine neue Feder probte . . . Aber ich mochte es dir nicht zeigen." — „Nun, zeige es mir jetzt." . . .

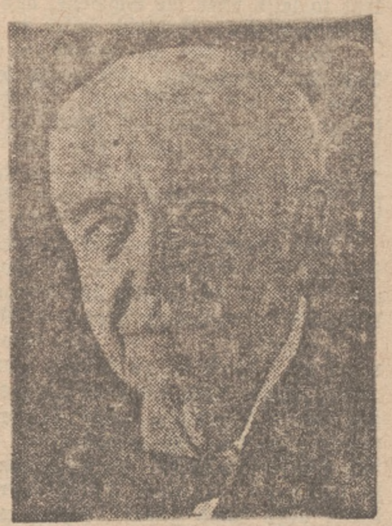
Und er tat es . . . Sie legte feierlich die beiden Bogen zusammen. Dann warf sie sich mit einem leisen Schluchzen an seine Brust . . . nichts anderes gleich ihm ersehnend, als daß sie endlich in aller Form und Richtigkeit „unfrei" würden . . .

Die beiden größten Bücher, die jemals herausgegeben wurden, sind chinesischen Ursprungs. Das eine ist ein Wörterbuch, das 5020 Bände umfaßt, das andere eine Art Konversationslexikon, das in 22937 Bänden vorliegt. Diese beiden Werke sind das Ergebnis jahrhundertelanger Arbeit.

Der Film als Förderer des schnellen Denkens.

Von Thomas A. Edison.

Das scharfe Wahrnehmungsvermögen ist das Ergebnis schneller Auffassungsgabe, ohne die der moderne Mensch nicht mehr auskommen kann. Der Intellekt des modernen Menschen ist mechanisch entwickelt worden. Das elektrische Licht hat die allgemein zum Schlafen vorgesehene Zeit verkürzt, und das ist zweifellos gut so; denn zu viel Schlaf macht träge.



Der geniale Erfinder Thomas A. Edison.

Der Film hat die Schnelligkeit in der Wahrnehmung in ganz beträchtlicher Weise vermehrt. Bei den ersten Filmen mußten wir die szenischen Zusammenhänge absolut klar und einfach gestalten. Der gewöhnlichste und einfachste Film unserer Tage wäre für damalige Zuschauer bereits unverständlich gewesen. Die ersten Zuschauer waren nicht gewöhnt, sich mehr als einen Gedanken gleichzeitig vor Augen zu stellen. Ihr Vorstellungsvermögen war im ganzen noch zu unausgebildet. Der Film — gleichgültig, was man über die gezeigten Filme denken mag — ist der größte Förderer für schnelle Auffassung, den es bisher gegeben hat. Jeder ist darauf eingestellt, den Szenen zu folgen, sie im Gedächtnis zu behalten und den Zusammenhang zu bewahren. Ohne ein solches Training wären alle Szenen ein verwirrendes Labyrinth. Das weiß ich aus meiner eigenen Praxis in der Filmherstellung. Noch mehr aber kommt diese Tatsache bei den Ueberschriften zum Ausdruck. Die Durchschnitts-Zuschauermenge von heute — und wir arbeiten für den Durchschnitt — erfaßt eine Ueberschrift in etwa der Hälfte der Zeit, die früher als notwendig angesehen wurde. Ueberschriften können heute von fast unbegrenzter Länge sein, doch wenn zu Beginn der Filmindustrie eine Ueberschrift mehr als sechs oder acht Worte betrug, so vermochte ein großer Teil der Zuschauer nicht den Sinn zu fassen. Heute wird eine Ueberschrift von 12 bis 15 Worten etwa 12 Sekunden gezeigt, und 95 Prozent der Anwesenden verstehen sie ohne jede Schwierigkeit. Vor 30 Jahren wären es nur 10 Prozent gewesen, die eine solche Ueberschrift begriffen hätten.

Wenn Kinder lügen.

Obwohl alle Mütter sich nach der Liebe und dem Vertrauen ihrer Kinder sehnen, neigen doch manchmal Mütter dazu, zwischen sich und ihren Kindern eine Grenze zu errichten, die die Kinder zur Lüge treibt. Es gibt in der ganzen Natur nichts, das sensibler wäre als ein Kind. Es bedarf schon eines sehr vorsichtigen Fühlens und Beobachtens, um die Gedanken eines Kindes richtig zu verstehen. Das Lügen der Kinder kann durch zwei Fehler der Eltern erzeugt werden — dadurch, daß diese es selbst nicht immer genau mit der Wahrheit nehmen und daß sie die Wahrheit, die ihnen vielleicht unangenehm ist, bestrafen.

Wenn ein Kind zur Mutter kommt und offen gesteht, etwas Unrechtes getan zu haben, so ist es unter allen Umständen ratsam, das Kind wegen seiner Offenheit und wegen des Mutes zum Geständnis zunächst zu loben, danach kann man trotzdem einen Tadel für die unrechte Handlung anschließen. Das Kind wird durch diese Behandlungsweise nicht allzu niedergeschlagen und entmutigt werden. Niemals können Eltern erwarten, daß ihre Kinder wahrheitsliebend und aufrichtig werden, wenn die Kinder Angst vor der Strafe haben, die ihrem Geständnis folgt — sie werden sich dann nur angewöhnen, mit Lügen und Leugnen der harten Strafe zu entgehen.

Das Lügen bei den Kindern läßt sich leider häufig genug auf die Eltern selbst zurückführen. Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, daß eine Mutter das Alter ihres Kindes falsch angibt, um eine Eisenbahn- oder Straßenbahnfahrt zu sparen. Wenn Kinder derartige Lügen hören, müssen sie zur Ansicht gelangen, daß das Lügen gar nicht so schlimm sein kann, denn Mutter würde sicher nichts Schlimmes tun!

Die reine Wahrheit erscheint selbst dem gereiften Verstand der Erwachsenen nicht immer als das Geeignete — aber ein Kind, mit seinem unerfahrenen Sinn, wird schwerlich verstehen, warum es den Aelteren gestattet ist, ihren Erklärungen Farbe und Schmuck hinzuzufügen. Man sollte den Kindern die Liebe zur Wahrheit durch Beispiel und Erziehung einimpfen, daß sie selbst noch in ihren späteren Lebensjahren das Gefühl empfinden, die Lüge hinterlasse einen unangenehmen Geschmack.

Treiben wir Luxus?

Von Norma Shearer.

„Ich habe noch eine sehr junge Mutter, und da kann ich leicht feststellen, wie die jungen Mädchen vor zwanzig Jahren sich gekleidet haben, und weiß, daß man sich heute im allgemeinen viel einfacher und billiger kleidet als damals. Mutter erzählte mir, daß man damals zu gleicher Zeit manchmal drei oder vier Unterröcke trug, während man heute einen oder gar keinen trägt. Auch mit den Hüten ist man heute viel sparsamer. Sie waren damals mit allerhand Zeug beladen und wurden gemäß der Jahreszeit erneuert oder verändert. Heute werden Filz und Seide während des ganzen Jahres getragen, und es ist gar nichts dabei, wenn ein junges Mädchen heute im Oktober einen Hut trägt, den sie im vergangenen Mai getragen hat.



Norma Shearer, bekannt als „Kaethi" in „Alt-Heidelberg", wird sich uns demnächst in einem hundertprozentigen Tonfilm „Miß Cheneys Ende" vorstellen. Phot. Parufamet.

Noch ein anderer Umstand beweist, daß die jungen Damen von heute viel bescheidener geworden sind, als die vor zwanzig Jahren es waren. Man bekommt heute alles fertig zu kaufen, während man damals vornehmlich nur nach Maß gearbeitete Sachen trug. Eine unserer größten Ausgaben ist heute das Tragen von Seidenstrümpfen, bei jeder Gelegenheit, wo man einst solche nur an Sonntagen trug. Aber dieser einzige Luxus wiegt die vielen anderen Ausgaben der Vergangenheit nicht auf. Schleier waren sehr wichtig und wurden zu jeder Zeit getragen, mit Ausnahme des Abends. Sie waren kostbar und teuer. Handschuhe mußten jeder Kleidung speziell angepaßt sein und gehörten insbesondere zu jeder Art von Abendkleidung. Heute trägt man sie höchstens auf der Straße. Wenn man einmal bei irgendeiner Gelegenheit im Theater oder auf dem Ball einer Dame mit Handschuhen begegnet, so wird sie als hoffnungslos und altmodisch angesehen. Das vollkommene Verschwinden der Abendhandschuhe ist eine große Ersparnis für die Frau geworden. Was nun die Seidenwäsche anbetrifft, die wir heute tragen, so hat sich herausgestellt, daß sie nicht wesentlich teurer ist als das rote Flanell und andere wohlbekannte Variationen der Wäsche.

So kann man wohl sagen, daß im großen und ganzen das Mädchen von heute gegenüber der Jugendzeit seiner Mutter in einem gewissen Vorteil ist."

Fröhliche Ecke.

Die Ablenkung. Mimi bildet sich immer alle möglichen Krankheiten ein. Es ist schrecklich mit ihr. Der Arzt sagte, sie brauche Ablenkung, viel Ablenkung. Ihr Mann kaufte ihr daraufhin ein Auto. Nächsten Tag fuhr sie damit an einen Baum. Wagen kaputt. Ihr Mann sagte zu ihr: „Aber Mimi, du hast Ablenkung zu wörtlich aufgefaßt."

(„Fliegende und Meggendorfer-Blätter")

Zu hoch. Bei einem Konzert in einer kleinen Stadt kippte ein Tenor um, als er das Lied sang: „10 000 Herzen schlagen." Er begann von neuem und erlebte das gleiche Mißgeschick. Ein im Publikum anwesender Auktionator rief dazwischen: „Fangen Sie lieber mit 8000 an!" („Daily Herald")

Unerwartet. „So, Molly wird nun doch noch heiraten! Wer ist denn der ‚Glückliche'?"

„Ihr Vater!" („Daily Chronicle")